

Ralf Elm („H.s früher Zugang zu den Griechen und seine Voraussetzungen“, 261–293) stellt fest, dass der frühe Heidegger (bis etwa 1921) an den Griechen und speziell an Aristoteles kein positives Interesse hatte. Dessen Ontologie galt ihm eher als das Paradigma einer Philosophie des gleichbleibenden Seienden und insofern als das Gegenbild zu seiner eigenen („christlichen“) Orientierung am geschichtlichen Sein, dessen ursprüngliche Dimension er im spontanen Vollzug des Dass erblickte. Von daher fragt es sich, warum und wie H. sich dann (wie es im Natorbericht deutlich wird) einer Interpretation des Aristoteles zuwandte. Elm zeigt, wie zweideutig diese Zuwendung damals war. Einerseits versuchte H., Aristoteles für seine eigenen Fragen auszuwerten, indem er sich auf die Liste der Wissensformen von Nik. Ethik VI stützte und dabei die *phronesis* privilegierte, indem er Met. I,1 als Dokument der Seinsfrage las und aus Met. IX und Phys. II eine Theorie der Bewegtheit herauslas. Andererseits galt ihm die Seinsthese des Aristoteles, die sich am Fertigsein des Gewordenen oder gar an der Herstellungsunbedürftigkeit des Himmels orientierte, als etwas, von dessen starkem Druck er sich durch die phänomenologische Destruktion erst befreien musste, um seine Intuition der schöpferisch-eigentlichen Existenz zur Geltung bringen zu können. (Der – leider aus überfrachteten Sätzen bestehende – Aufsatz ist voll von faszinierenden Seitenblicken und Anregungen.)

Der Schwerpunkt des Bds. liegt auf der Beschäftigung H.s mit Aristoteles. Dabei wird die „Physik“ gleich mehrfach behandelt. Es ist bemerkenswert, wie eng sich H. dabei an den alten Meister anschließt. – Drei Themen kommen in diesem Bd. kaum vor, nämlich (erstens) der Einfluss Nietzsches, der nicht nur auf die Vorsokratiker zurückgehen wollte, sondern auch eine besondere Schicksalsgemeinschaft zwischen den alten Griechen und den (künftigen) Deutschen behauptete. Zweitens vermisst man das ganz und gar Moderne und zugleich Exotische des Rückgangs H.s auf die frühesten griechischen Denker, trotz (oder wegen) des fragmentarischen Zustands der von ihnen überlieferten Sprüche. Drittens fehlt völlig H.s These von der Singularität des – für ihn auch heute bedenkenswerten – Phänomens der griechischen Götterwelt. Diese steht doch vermutlich in einer Beziehung mit dem Entstehen der Philosophie. – Die meisten Beiträge des Sammelbds. haben ein hohes Niveau. Leider war die Endredaktion nicht sehr sorgfältig. Zahlreiche Übertragungs- und Druckfehler sind stehengeblieben. G. HAEFFNER S. J.

McGINN, COLIN, *Das geistige Auge*. Von der Macht der Vorstellungskraft [Mindsight <deutsch>]. Aus dem Englischen von Klaus Laermann. Darmstadt: Primus Verlag 2007. 224 S., ISBN 978-3-89678-293-9.

Der rote Faden im Buch des Philosophen Colin McGinn (= M.) sind die Dichotomie von „Vorstellen und Wahrnehmen“ sowie die Frage, worin genau diese bestehe (8). Das Hauptaugenmerk von M. liegt dabei auf der Vorstellungskraft, die er als „geistige[s] Gebilde sui generis“ (49) von der Wahrnehmung unterschieden wissen möchte; beide Modi finden ihren jeweiligen Gegenstand in „zwei inkommensurable[n] Räumen“ (68). Über die Definition der Differenz beider möchte M. im dreizehn Kap. umfassenden Werk zu einem „umfassenderen Begriff des Sehens“ kommen (11). M. weiß dabei um die Schwierigkeiten, die Begrifflichkeiten exakt zu bestimmen und zu definieren; so belässt er es bei seinen Überlegungen gelegentlich auch bei einer Aufzeigung des Problems und beim „Gefühl der Perplexität“ bei Leser und Autor selbst (vgl. 71).

Den Ausgangspunkt zu seiner Untersuchung findet M. bei David Hume, der einen graduellen Unterschied zwischen Wahrnehmung und Vorstellung postulierte (15f.). Von dieser lediglich quantitativen Differenz wird sich M. konsequent absetzen (17 und passim), indem er das „geistige Auge“, mit dem Vorstellungen und auch Träume (87–109) erfasst werden, als eigene Kategorie versteht, die der Wahrnehmung vergleichbar ist. Mit dieser Setzung ist es M. auf der einen Seite möglich, die Vorstellung im Anschluss an Wittgenstein und Sartre als statische Setzung zu verstehen und damit als Gegensatz zur Wahrnehmung als dynamischem Informationsfluss. Zum anderen denkt er die Vorstellung aber als „kognitive Verstärkung“ eines bereits gegebenen Impliziten, das expliziert wird, und somit durchaus einen Erkenntnisfortschritt leisten kann (26–28).



Dagegen bieten die Vorstellungen keine Evidenz, dass die vorgestellten Dinge real seien (30), sondern eine „Objektidentität“: Das Vorgestellte ist, was es ist (40–44).

Auch im Fehlen eines sensorischen Apparates, der als Grundlage einer Wahrnehmung dient, unterscheidet sich das „geistige Auge“ vom körperlichen. Auch die Art der Erfassung eines vorgestellten Objektes folgt nicht der Anatomie und Physik der Augen, sondern ist vielmehr „selektiv, abstrahierend und punktförmig“ (30–33) und stellt keine räumliche Beziehung zwischen dem Objekt und dem Vorstellenden her (40). Somit ist es auch kein klassisches Abbild, bei dessen Betrachtung der Vorstellende das Bild eines Objektes betrachtet. Die Betrachtung geht stattdessen auf das Objekt als solches, nicht auf die Vorstellung als Bild eines Objektes (73–86). Das Spiel von An- und Abwesenheit, d.h. die Abbildfrage als solche, stellt sich für M. als sekundär dar. Dennoch ist der Ort des visuellen Erlebens derselbe wie derjenige der „visuellen Vorstellung“, dient doch das körperliche Auge lediglich als „Umwandler“ von Informationen. Der Ort von Wahrnehmung und Vorstellung als „Variationen eines Themas“ ist das Gehirn (55, kursiv im Text). Ebenso muss die Vorstellung, wenn sie sich nicht auf ein Abbild des vorgestellten Objektes, sondern auf das Objekt selbst bezieht, eine wie auch immer geartete „sensorische Grundlage“ besitzen (58).

Einen Sonderfall dieser „phänomenale[n] Differenz“ von Wahrnehmung und Vorstellung seien Traum und Hypnose, in denen diese Differenz nämlich aufgehoben sei (111–128). Ähnlich wie beim Lesen fiktiver Literatur würden kognitive und affektive Fähigkeiten stark beansprucht, sensorische Reize dagegen niedrig gehalten – dennoch seien die körperlichen Reaktionen etwa auf einen realen und einen geträumten Tiger strukturell gleich, so dass M. hier auch für einen weiten Begriff des „Glaubens“ im Sinne von Vom-Sachverhalt-Überzeugtseins plädiert (128). Den Begriff des Glaubens greift M. nach zwei kurzen Kap. („Wahn“ 129–136, „Die Einbildungskraft des Kindes“ 137–143) wiederum auf im Rahmen einer weiteren Ausdifferenzierung, nämlich der von sensorisch verorteter Vorstellung und begrifflich gebundener, „kognitiver Einbildungskraft“ anhand von Descartes' Gedankenexperiment des Tausendecks, die er als Unterart der Vorstellung bezeichnen kann (145–156). Auf Grund dieser Ausdifferenzierung kann M. so den vorher entwickelten weiten Begriff des Glaubens für die Vorstellung nämlich dahingehend differenzieren, dass Sich-Vorstellen unabhängig vom Wahrheitsgehalt des Vorgestellten und indifferent gegen Beweise sei, gegen die Art, „wie die Dinge wirklich sind“ (149). Die Ebene der Vorstellung hat eine bewusste, subjektive Ebene, die der Glaube nicht aufweist (vgl. Kap. „Negation“, 157–161, und „Bedeutung“, 163–178).

In einem abschließenden Kap. benennt M. das „Spektrum der Einbildungskraft“ ausgehend von der sinnlichen Wahrnehmung, die jedoch bereits im Zusammenwirken mit der Erinnerung an einen Sachverhalt zahlreiche „distinktive Merkmale der Einbildungskraft“ zeigt. Gleichzeitig warnt M. davor, diese Übergänge als „automatisch“ oder streng logisch fassen wollen statt lediglich als gedankliche Versuche zur Beziehung der Modi von Wahrnehmung und Einbildung/Vorstellung (179–183).

Der Anmerkkungsapparat (184–221) und eine kurz gehaltene Bibliographie (222–224) schließen „Das geistige Auge“ ab.

M. ist mit diesem Werk ein spannendes, entgegen seiner Zielsetzung aber nur schwer verständliches Buch zur Differenzierung von sinnlicher Wahrnehmung und Vorstellung gelungen. Die Komplexität und Komplementarität der Gedankengänge erlaubt kaum eine einzelne Kritik derselben. Zum einen versteht M. sein Werk als „Versuch“ (vgl. 179–183), zum anderen ist er selbst bereits der stärkste Kritiker seiner eigenen Überlegungen (vgl. zum Traum 108 und 111–128). So sei an dieser Stelle lediglich die Frage gestellt, ob Wahrnehmung notwendig als passives Empfangen äußerer Reize, Vorstellung dagegen als kreativer, wenn auch nicht unbedingt freier Willensakt (vgl. 21) zu denken sei. Auch die Behauptung, das geistige Auge beziehe sich auf das Objekt selbst anstatt auf ein zwischengeschaltetes Medium, ist angesichts der Unterscheidung von *res quaedam* und *imago alterius* durch Thomas von Aquin nicht originell. Als weiteres Thema wäre für den Bereich der Theologie noch die „Vision“ nicht nur spannend, sondern auch für den Rahmen der Untersuchung konsequent gewesen.

A. MATENA